

4. Der Dienst an der Zukunft: Es ist ein Urteil über eine Arbeit, ob und wieweit sie zukunftssträftig ist, Zukunft baut.
5. Effizienz (= Durchschlagskraft, Wirksamkeit unserer Arbeit): Es ist für jede Arbeit wichtig, ob sie richtig angesetzt ist, Erfolg intendiert und bringen kann;
6. Die missionarische, außerordentliche Seelsorge: Es geht um Beiträge, die den üblichen Ablauf der Seelsorge durchbrechen und Impulse für neue Ausrichtung geben.

Aus dem Gespräch zum Vortrag von P. Pöppinghaus SJ

Die Menge der Alternativvorstellungen, die P. Pöppinghaus vorgelegt hat, um Möglichkeiten zum Wählen deutlich zu machen, hat auf manche zuerst wie ein Spiel gewirkt — zeitlos und überreich — und darum sich ihnen auch nicht sofort als Hilfe entpuppt. Aber im konkreten Durchsprechen ließen sich doch eben daran Wandlungen im Werden und Vorziehen sichtbar machen: Während z. B. früher Männer- und Frauenorden bei Übernahme von Apostolatswerken stärker zur Eigenregie und zur Arbeit unter der Jugend tendierten, geht heute der Trend zur Fremdregie und zur Arbeit unter Erwachsenen. Außerdem wird beim Charakterisieren der Wichtigkeit von Arbeiten mit ziemlichen Vorzugsnoten bedacht, was mit dem Glaubensdienst zu tun hat oder als Not in Grenzsituation zu markieren ist: Arbeiten, die in gesteigertem Maße Ausdruck und Zeugnis von caritativer Gesinnung sind, Äußerungen eines anspruchsvolleren Einsatzes und einer überdurchschnittlichen Hilfsbereitschaft.

Akzente aus der Sicht der Frauenorden

Von Ambrosia Fischbach, Berlin

Als ich die Formulierung „der gegenwärtige Arbeitsmarkt des Apostolates“ zum ersten Male las, hat sich in mir leicht etwas gesträubt, in einem anderen Vortrag auch die Bemerkung, daß es zu den Aufgaben des Oberen (Hausoberer? Provinzoberer?) gehöre, Arbeit zu beschaffen. Wächst denn uns Schwestern die Arbeit nicht geradezu über den Kopf? Oder könnte vielleicht auch diese Vorstellung ein Stück Selbsttäuschung über unsere Lage sein, wenn wir sie kritischer betrachten?

I. NOTWENDIGKEIT, SICH AUF DEN INHALT DES APOSTOLATES
NEU ZU BESINNEN

Es gibt Schwestern, die sich an der Frage reiben, ob manche unserer Arbeiten, die wir mit Gläubigen und Ungläubigen zu teilen scheinen, wirklich noch Apostolat sind: die Arbeiten in Kindergärten, Krankenhäusern usw. Sind sie dem Heilswerk Christi noch so zugeordnet, daß wir uns zum Apostolat der Kirche rechnen dürfen, vielleicht sogar zum direkten?

Es gibt andere, die sich mit der Frage beschäftigen, ob wir mit unserem Apostolat noch so ganz auf der Linie der Gründerinnen unserer Gemeinschaft liegen. Die Gründerinnen haben damals wirkliche Notstände gespürt und sich ihnen zugewandt. Aus dem Echo, das sie erhielten, wurde ihnen bestätigt, wie sie mit ihrem Zupacken ins Schwarze getroffen hatten, sie wurden von vielen Menschen als Retter in sozialer Not empfunden. Die Frage dieser Gruppe von Schwestern ist, ob auch wir bei unseren Arbeiten von uns das gleiche sagen können. Es ist eine Frage an unsere Solidarität mit der Umwelt, eine Frage an unsere unmittelbare Verbundenheit mit den Menschen und ihrem wirklichen Leben, eine Frage an das Gewicht der Mitmenschlichkeit in unserer Spiritualität, eine Frage an unsere Offenheit für charismatische Weiterführung des Anrufs an die Stiftergeneration.

Eine dritte Gruppe — diese scheint besonders stark zu sein — kommt von der Tatsache her, daß die Schwesterngemeinschaften im Augenblick nicht wachsen, sondern zurückgehen, während ihre Werke, falls sie nicht auch jetzt noch wachsen, immer noch anspruchsvoller werden. Viele spüren es alle Tage an der Überlastung, die sie täglich neu auf sich nehmen müssen, wie unaufschiebbar es ist, sich zu verändern, sich abzusetzen oder wie immer man das nennen mag.

Alles das und noch manches andere arbeitet, soweit ich feststellen konnte, in den Spitzen und Mitgliedern vieler Gemeinschaften. Eben deshalb meinen viele, aus dem Geist zu Ursprungscharismas ohne Verzug aktiv werden zu müssen.

II. ZU HEUTIGEN BEDÜRFNISSEN

„Christ in der Gegenwart“ brachte im Oktober 1969 einen Artikel von Jan Ernst über das „Ordensleben in einer weltlichen Welt“. Verfasser meint, wir Ordensleute müßten uns die Feststellung gefallen lassen, daß wir keinen Sonderbereich des menschlichen Lebens, den sogenannten religiösen Bereich pflegen, in dem man direkt und unvermittelt mit Gott zu tun habe. Vielmehr stellten wir lediglich eine Möglichkeit menschlicher Existenz dar, die so oder so mit Gott zu tun hat. Er sagt dann weiter: „Die Orden sind keine seinsmäßig höheren Formen christlicher Existenz, sondern Organisationsformen, Formen menschlicher Gesellung für jene Bereiche dieser Welt, wo das Reich Gottes im Augenblick am meisten fehlt. Das Eigentliche der Orden besteht darin, daß sie akut und kritisch in jene Bereiche eingreifen, wo jetzt, unter diesen Umständen, das noch längere Fehlen von Gerechtigkeit, Freude und Liebe das größte Unheil anrichten würde“.

Diese Formulierung enthält wahrscheinlich nicht alles, was über den Sinn der Orden zu sagen ist, aber vielleicht sind diese Gedanken dennoch geeignet, uns ein wenig bei der Überprüfung unseres bisherigen Apostolates zu

helfen. Wo fehlt das Reich Gottes (= Gerechtigkeit, Liebe, Hilfe usw.) im Augenblick am meisten? Wo tauchen in unserer Zeit vorrangige Bedürfnisse auf? Und wie könnten daraufhin unsere zeitentsprechenden Angebote, die zukünftigen Weisen unserer apostolischen Betätigung aussehen? Ich erhebe nicht den Anspruch, jene zu nennen, die nach Überzeugung aller die wichtigsten sind.

Die Menschen unserer Tage sind durch die Urbanisierung einsamer geworden. Viele wohnen in den Hochhauspizzen der Trabantenstädte. Keiner weiß um den anderen. Wo aber die Begegnung von Mensch zu Mensch fehlt, kann man auch Gott nicht erfahren.

An solchen Ballungspunkten fehlen Zentren, in denen religiöses Leben sichtbar und erfahrbar werden kann. Die Kirche ist nicht mehr im Dorf, und die Gemeinde ist weit verstreut. Müßte es hier nicht eine „Offene Tür“ geben, d. h. Menschen, die sich verfügbar halten für jene, die Rat und Hilfe brauchen, weil sie in irgendeiner Not sind; für jene, die nach Gott Hunger haben und sich nach Einführung in den Glauben oder besser gesagt nach einer Einübung in die Glaubensvollzüge sehnen.

Eine offene Tür auch für jene, die durch beschäftigungstherapeutische Maßnahmen wieder den Sinn ihres Lebens erkennen lernen. Die Trabantenstädte dürfen kein Reich ohne Gott bleiben. Könnte es nicht zu unseren Aufgaben gehören, Ihn dort präsent zu machen?

In einer zentral gelegenen „Offenen Tür“ tut sich uns die Möglichkeit auf, Menschen verschiedener Altersstufen und verschiedener sozialer Schichten zu erreichen, sofern sie sich nur selbst noch auf den Weg zu uns machen können.

Ihnen gegenüber steht die große Schar derer, die sich in ihren Wohnungen mehr oder weniger überlassen sind. Sie können nicht zu uns kommen; sondern wir müssen auf sie zugehen, sie in ihren Wohnungen aufsuchen. Sie wissen alle um den immer stärker werdenden Ruf nach Ambulanz- oder Gemeindegemeinschaft. Stand nicht am Anfang so mancher Ordensgründungen gerade dieser apostolischer Einsatz? Ist er heute nicht ebenso aktuell?

Auf ein weiteres sollten wir uns noch einstellen. Unsere Gesellschaft entwickelt sich mehr und mehr zu einer Freizeitgesellschaft. Die wöchentliche Arbeitszeit wird in den nächsten Jahren mindestens auf 36 Stunden reduziert werden. Die 5-Tage-Woche ist in vielen Berufssparten schon eine Selbstverständlichkeit. Es darf uns nicht gleichgültig sein, wie die Menschen mit ihrer Freizeit fertig werden. Sie wird im allgemeinen ja nicht in der Familie verbracht, sondern in irgendeiner Interessengemeinschaft. Müßten nicht auch die Ordensfrauen ein größeres Bildungsangebot für die Erwachsenenbildung bereitstellen?

III. AUCH UNGEWOHNTEN SCHRITTE NOTWENDIG

Wir dürfen nicht stehen bleiben bei dem, was uns vertraut und lieb geworden ist, weil es sich im Gestern glänzend bewährt hat und auch heute noch nach außen hin einen recht stabilen Eindruck macht. Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang auf das Experiment der Clemens-Schwwestern in Wolfsburg hinweisen. Vier Clemens-Schwwestern arbeiten mit konfessionell verschiedenen Schwestern in einem Krankenhaus. Dieses Experiment befindet sich noch im Stadium der Erprobung. Es wird sich erst nach Ablauf einer gewissen Zeitspanne herausstellen, welche Erfahrungen auch für Gruppenbildungen ähnlicher Art Gültigkeit behalten können.

Es sei eine grundsätzliche Bemerkung erlaubt: Sehen wir bitte nicht hinter jedem Experiment eine Rebellion oder Revolte.

In einer Sendefolge des Bayerischen Rundfunks unter dem Titel „Vom Sinn der Tradition“ sagt Leszek Kolakowski: Es gibt zwei Umstände, deren wir uns immer gleichzeitig erinnern sollten: 1. Hätten nicht die neuen Generationen unaufhörlich gegen die ererbte Tradition revoltiert, würden wir noch heute in Höhlen leben. 2. Wenn die Revolte gegen die ererbte Tradition einmal universell würde, würden wir uns wieder in Höhlen befinden.

Der Kult der Tradition und der Widerstand gegen die Tradition sind gleichermaßen unentbehrlich für das gesellschaftliche Leben. Eine Gesellschaft, in der der Kult der Tradition allmächtig wird, ist zur Stagnation verurteilt; eine Gesellschaft, in der die Revolte gegen die Tradition universell wird, ist zur Vernichtung verurteilt. Der Geist des Konservatismus und der Geist der Revolte sind beide nötig, können aber immer nur im Konflikt, nie in einer Synthese, koexistieren.

In diesen Konflikt hinein gehört notwendigerweise das Experiment. Aber gestehen wir dem Experiment auch zu, daß es schief gehen kann. Nur im Abtasten verschiedener Möglichkeiten kann der richtige Weg gefunden werden. Und neue Wege haben wir zu suchen, wenn wir den Menschen von heute ansprechen, erreichen und überzeugen wollen. Geben wir doch etwas von einem gewissen satten Stolz auf, mit dem wir unsere wohlgelungenen Werke betrachten. Der apostolische Charakter so mancher Institutionen bekommt so langsam die Schwindsucht. Wagen wir doch Experimente, wagen wir das Ausbrechen aus erstarrten und blutleeren Traditionen, um neue Traditionen aufzubauen.

Im Konzil Konkret (Heft 7, Seite 18) steht ein sinniger Satz, der von einem klugen Engländer stammen soll: „Traditionen sind Laternenpfähle. Sie beleuchten den Weg, den wir gehen sollen, aber nur Betrunkene halten sich daran fest.“

IV. WIE WERDEN WIR MIT DEN SCHWIERIGKEITEN FERTIG?

Pater Klöckner sagte in seinem Referat: „Die klösterlichen Gemeinschaften müßten Einfallsreichtum nach innen mit Phantasie im apostolischen Dienst nach außen verbinden.“ Beides ist uns vonnöten, auch und gerade gegenüber der Tatsache, daß uns weitgehend die Hände gebunden sind. Wir haben uns mit unseren ordenseigenen Krankenhäusern Lasten aufgelegt, die uns zur Immobilität verurteilen. Arbeitsverkürzung, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und Urlaubsverlängerung durch Nichtanrechnung des arbeitsfreien Sonnabends und was immer von den Gewerkschaften zugunsten der Arbeitnehmer in Zukunft ausgehandelt wird, muß von den Ordensfrauen aufgefangen werden. Durch die anhaltende Überforderung wird das apostolische Engagement erdrückt, so daß wir nicht mehr das Zeugnis der dienenden Verfügbarkeit geben.

Wir sollten nichts unversucht lassen, um unsere großen Häuser aus unserer eigenen Regie zu entlassen und sie einem anderen Rechtsträger übergeben. (Beispiel von Polen: In Polen hat Gott nachgeholfen. Beschlagnahmung ordenseigener Häuser unter Weiterbeschäftigung der Ordensfrauen bei geregelter Arbeitszeit und ausreichendem Unterhalt). Ich bin mir bewußt, daß es viele erschrecken wird, so etwas auch nur zu denken. Aber ist das Schicksal, im Etablierten zu verbluten, etwa leichter als der Versuch, zu neuen Strukturen zu kommen? Vielleicht müssen wir Ordensleute, wenn wir uns um die Not der Menschen um uns herum kümmern wollen, zunächst lernen, in Solidarität zueinander zu stehen. Denn „Dienst in der Kirche wird gegenwärtig wesentlich begriffen als ein auf die Menschen gerichtetes Apostolat, als Verkündigung der Liebe Gottes mitten im modernen Leben, in menschlich glaubwürdiger und annehmbarer Weise, in jener vorbehaltlosen Solidarität, die der menschgewordene Gott mit uns eingegangen und durchgestanden hat.“ (Corona Bamberg G U L 1965/4).

Aus dem Gespräch im Anschluß an das Referat von Schw. Ambrosia

1. Beim Bemühen herauszuarbeiten, was heute als apostolische Arbeit erwartet werde und als solche anzusprechen sei, spielte unter Rückgriff auf die Intention der Stifter(innen) die Frage nach der aktuellen Not eine ganz große Rolle. „Es muß eine echte Sorge unserer Gemeinschaften sein, den Dienst zu finden, der uns von der Not her anruft... Wir müssen überlegen, aus den beruflichen Diensten, die andere an unserer Statt leisten könnten, herauszukommen, um dort helfen zu können, wo die Brennpunkte heutiger Not sind“ (Gruppe 6). Eine andere Gruppe (5) berichtete: „Unser Dienst — als Antwort auf die Not der Zeit — verlangt zu allererst ein Ausgerichtetsein auf den anderen, eine Anpassung an die vorhandene Notsituation in einer größtmöglichen Selbstlosigkeit, in einer Bereitschaft zu einem opferungsvollen Dienste...“

In einer anderen Tagung hieß es: Um auf die tatsächliche, auf die heute als Not empfundene Not der Menschen zugehen zu können, müsse man im Kloster sich den Menschen draußen verbunden fühlen, müsse über das sprechen, was sie bewegt, müsse sich von ihnen sagen lassen, was sie brauchen und von uns erwarten. Brennpunkte wurden in allen Tagungen aufgezählt, gelegentlich auch gestuft, teils nach ihrer allgemein gesellschaftlichen Bedeutung und Dringlichkeit, teils nach ihrem Bezug zur eigenen Gemeinschaft.

2. Es waren hier und da Tendenzen zu spüren, die Not einseitig zu betonen und ihrem Vorrang alle anderen Gesichtspunkte wie Vorstellungen vom Dienst der Orden, Altersaufbau, Gemeinschaftscharakter, Ausbildungsrichtung unterzuordnen, um, als ginge es bei jeder Not um Katastropheneinsätze, möglichst verfügbar und schlagkräftig zu sein. Aber viel größer ist wahrscheinlich die andere Gefahr, über die Bindungen nicht hinauszukommen, in die hinein man sich hat fixieren lassen. Die tatsächliche oder scheinbare „Unbeweglichkeit“, über die wiederholt gesprochen wurde, wird als eines der Haupthindernisse angesehen, Not wendend tätig zu werden.

3. Von einer Vertreterin einer vinzentinischen Gemeinschaft wurde gesagt, daß ihnen von ihrer Spiritualität her die Zugänge zu sehr vielen Tätigkeiten offen stünden, aber es stehe ihnen nicht der Sinn danach, völlig Neues zu suchen, sondern ihnen liege sehr daran, Erneuerung aus der Richtung des Alten d. h. des Ursprungs zu suchen und zu beleben: Ambulanz, Gemeindegemeinschaft, Kindertagesstätte, Nähstube für Berufstätige, außerdem Zusammenstellung von solchen verschiedenen Gruppen zu Teams, und zwar nicht zunächst innerpfarrlich, sondern wenn möglich im überpfarrlichen Raum und auf Großpfarreien hin. Die Bereitschaft für Gemeindegemeinschaften wachse, Krankenschwestern meldeten sich in wachsender Zahl; diese sollen nicht Katechetinnen oder Seelsorgerinnen werden, aber dennoch auch für das seelsorgliche Tun, so gut es geht, gerüstet sein.

4. In diesem Zusammenhang wurde darauf hingewiesen, daß keine einzige Veränderung im Dienst ohne Umlernen bzw. Umschulung und ohne begleitende Bildungshilfen möglich ist. Selbst Schwestern, die aus ordenseigenen Häusern zur Arbeit in nicht von Ordensfrauen geleiteten Krankenhäusern übergehen, finden soviel Ungewohntes vor, daß sie eine Übergangszeit des Umlernens brauchen; Schwestern, die aus dem Krankenhausdienst aussteigen und in den Gemeindegemeinschaften übergehen, brauchen außer einer gewissen Umschulung und außer der Unterstützung durch berufsbegleitende Seminare auch die ständige Hilfe von Priestern. Hierzu reichen nicht die üblichen Monatsvorträge aus, es müßten eher monatliche Gespräche sein. In Verbindung damit wurde das Problem der überalterten Seelsorger in Schwesternhäusern und speziell auch das der Schwesternseelsorger angesprochen, die mit der Entwicklung nicht Schritt gehalten haben und so eher Bremsklötze der Gemeinschaften sind als ihre Anreger.